

Architektur und musikalisch-liturgische Praxis: Orgelsynagogen zwischen Klassizismus und Früher Moderne

von Katrin Keßler, Ulrich Knufinke und Mirko Przystawik

Zusammenfassung

Die jüdische Reformbewegung veränderte nicht nur den liturgischen Ablauf des Gottesdienstes, sondern wirkte sich auch auf das Synagogengebäude aus, in das nun Orgel, Chor und Predigtkanzel als neue Elemente integriert wurden. Nach dem Seesener Jacobstempel (1810) adaptierte man die neuen Ideen in Berlin und anderen Städten, so dass eine eigene Typologie von Reformsynagogen entstand. Ende des 19. Jahrhunderts repräsentierten Synagogen deutlich den Integrationswillen der jüdischen Gemeinden. Die vielbeachteten Wettbewerbsbeiträge für neue großstädtische Synagogenbauten zeigten die unterschiedlichen Möglichkeiten zur Einbeziehung von Orgel und Chor im Innenraum. Die vorgestellten Beispiele führen so die allgemeine Entwicklung der Synagogenarchitektur und die verschiedenartigen Ausprägungen der „Orgelsynagoge“ im Besonderen exemplarisch vor und zeigen, wie die musikalisch durchkomponierte Liturgie mit der neuen „Komposition“ des Synagogenraumes korrespondierte.

Abstract

The Jewish Reform Movement initiated changes in Jewish services and in synagogue architecture – organ and choir had not only effects on liturgy but also on the interior. The paper shows the development of German Reform synagogues during the 19th and early 20th centuries. After the inauguration of the Seesen Jacob's Temple (1810), the new ideas were transferred to Berlin and other German places. Reform synagogues developed an own typology, differing from traditional synagogues and finally became integral parts of the German cities, and their styles were statements of identification and the will of integration. Competitions for new synagogues gained attention among architects. Their projects show different ways to integrate organ and choir, and again the question of an adequate style arose. The given examples reveal the general change in architecture and the diversification of the “Orgelsynagoge”. The musically composed liturgy corresponded with the new architectural composition of the synagogue interior.

Einleitung

Mit der Einführung eines neuen musikalischen Rahmens für den Ablauf der Gottesdienste regte die jüdische Reformbewegung des frühen 19. Jahrhunderts eine Umgestaltung der Gottesdiensträume und damit der Architektur der Synagogen an. Um den neuen Ansprüchen gerecht zu werden, aber wohl auch, um sich von traditionsorientierten Mitgliedern der jüdischen Gemeinden abzusetzen, wurde das traditionelle räumliche Schema der aschkenasischen Synagogen verwandelt und eine neue architektonische Erscheinung der Gebäude entwickelt. Sicher ist die musikalische Ausgestaltung des Gottesdienstes und die damit einhergehende Umgestaltung der Räume und Gebäude nur ein Teilaspekt der Reformbewegung, die in weiter reichenden Kontexten sozialer, kultureller und religiöser Wandlungen verstanden werden muss. Doch da die Synagogen im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in immer höherem Maße zum sichtbaren Zeichen der Anwesenheit der jüdischen Minderheit und zum Ausdruck ihrer Ansprüche auf Teilhabe und Gleichberechtigung gegenüber der Mehrheit wurden, ist eine Betrachtung ihrer Gestaltung nicht nur im Sinne der Architekturgeschichtsschreibung von Interesse.

Im Folgenden soll vornehmlich die räumliche und architektonische Gestaltung der Orgelsynagogen untersucht werden. Diese architekturhistorische Perspektive kann lediglich einen Aspekt des komplexen, Phänomene der Architektur, der Musik und der Liturgie umfassenden Gebildes „(Orgel-)Synagoge“ erfassen, das mehr ist als ein Gebäude, aber auch mehr als eine Gemeinschaft Betender.

Die gewählten drei Zeitschnitte mit Beispielen aus einem Zeitraum von rund hundert Jahren – um 1810, um 1890, um 1910 – lassen eine Entwicklung sichtbar werden, die in ihrer Vielfalt unterschiedlicher räumlicher und stilistischer, aber auch liturgisch-musikalischer Lösungen an dieser Stelle nicht annähernd vollständig erfasst werden kann.

Die innenräumliche, funktionelle Disposition der Synagogenräume des aschkenasischen Judentums folgte (und folgt bis heute) einem einheitlichen Schema, das den jeweiligen Gegebenheiten angepasst und in zeitgenössischen Formen ausgestaltet wird. Den Anforderungen des liturgischen Ablaufs entsprechend, die in Religionsgesetzen kodifiziert und durch jahrhundertelange rabbinische Auslegung kommentiert sind, besitzt der traditionelle aschkenasische Synagogenraum zwei zentrale Orte, die sofort als architektonisch besonders gestaltet auffallen. Auf der Ostseite steht der Toraschrein, im Zentrum

die Bima mit dem Pult zur Torahlesung. Musikinstrumente werden in solchen Synagogen nicht gespielt, nur von zwei Synagogen in Venedig und Prag ist die Existenz einer Orgel im 16. bzw. 17. Jahrhundert überliefert. Auch einen Chor gibt es nicht, der unbegleitete – oder manchmal durch eine Sopran- und Bassstimme begleitete – Gesang des Vorbeters und das gemeinsame Singen der Gemeinde sind nach festen Regeln in den Gottesdienstablauf eingebunden.

Die Einführung von Orgeln und Chören in den Synagogengottesdienst, die ein Kennzeichen der jüdischen Reformbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts war, veränderte dieses Bild. Mit der Einweihung des Jacobstempels in Seesen 1810 war ein bauliches Vorbild geschaffen, das in der Folge in unterschiedlicher Weise neu interpretiert werden konnte. Das Vorhandensein einer Orgel wurde dabei zum Gradmesser der Reform in den jeweiligen Gemeinden – und zugleich zum Indikator der sogenannten Verbürgerlichung. Saskia Rohde spricht von der „Judaisierung“ der Orgel im Laufe des 19. Jahrhunderts, die instrumental begleiteten Gesang in die Liturgie integrierte und aus einem vornehmlich „christlich“ konnotierten Instrument ein allgemein „religiöses“ machen sollte.¹

Erste Synagogenorgeln in Berlin

Nach dem Ende des Königreichs Westphalen kam Israel Jacobson (1768–1828), Begründer des Reformgottesdienstes in Seesen, vermutlich Ende 1814 nach Berlin, wo er im früheren Palais Itzig in der Burgstraße 25 wohnte. Das Palais war nach Daniel Itzigs Tod im Jahre 1799 an seine Tochter, Baronin Fanny von Arnstein, verheiratet mit dem Wiener Nathan Adam von Arnstein, vererbt worden. Sie verkaufte den Komplex an Dr. med. Nathan Friedländer,² der

¹ Vgl. Rohde, Saskia: Orgelprospekte in Synagogen. Skizzen zu einem kaum bekannten Thema. In: „Niemand wollte mich hören...“ Magrepha. Die Orgel in der Synagoge. Hg. von Andor Izsák, Hannover 1999, S. 189–203. Zur Thematik vgl. auch Knufinke, Ulrich: Neuordnungen des liturgischen Raums: Orgeln und Chöre in der Synagogenarchitektur des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. In: Rhythmus, Harmonie, Proportion: Zum Verhältnis von Architektur und Musik. Hg. von Sigrid Brand und Andrea Gott dang, Worms 2012, S. 106–112 und Nemtsov, Jascha: Von Seesen nach Berlin. Jüdisch religiöse Reform und die Entwicklung der synagogalen Musik in Deutschland 1810–1938. In: Jüdische Vielfalt zwischen Ruhr und Weser. Erträge der dritten Biennale Musik & Kultur der Synagoge 2012/2013, Berlin 2014, S. 276–296; zu Reformsynagogen allgemein vgl. Synagoge und Tempel: 200 Jahre jüdische Reformbewegung und ihre Architektur. Hg. von Aliza Cohen-Mushlin und Harmen H. Thies, Petersberg 2012.

² Goebel, Benedikt: Der Umbau Alt-Berlins zum modernen Stadtzentrum. Planungs-, Bau- und Besitzgeschichte des historischen Berliner Stadtkerns im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 2003, Topographietabelle „Burgstraße 25“.

schon ab 1818 in den Bauakten als Eigentümer erscheint.³ Es ist zu vermuten, dass Friedländer hier bereits 1814 lebte, denn aus einem Brief an Rahel Varnhagen erfahren wir, dass Jacobson durch Vermittlung von David Friedländer – einer der führenden Reformer der Berliner Gemeinde – ins Palais Itzig einzog.⁴

Es war also offenbar der bereits 1769 von Nicolai als „wohlgebaute Synagoge oder Hauskapelle“⁵ beschriebene Itzig'sche Betsaal, in dem Jacobson seine Reformgottesdienste abhielt. Der erste Gottesdienst an Schavuot 1815, in dem er seinen Sohn Naphtali konfirmierte,⁶ hatte angeblich 400 Besucher.

„Seit diesem Tage ist in dieser Haussynagoge alle Sabbath feierlicher Gottesdienst, verbunden mit einer (bis jetzt immer von dem Herrn Geheimen-Finanzrath Jacobsohn gehaltenen) Predigt und mit einem von der Orgel begleiteten Gesänge. Der Saal, in welchem der Gottesdienst gehalten wird, ist zweckmäßig und schön eingerichtet, und auch am Tage, sobald die öffentliche Andacht Statt hat, mit vielen brennenden Lichtern versehen.“⁷

Bislang unbekannt geblieben ist ein 1836 publizierter Aufsatz in „Cäcilia – Zeitschrift für die musikalische Welt“, wonach dieser Betsaal mit „einem kleinen Orgelpositive“ versehen gewesen sei, und da die neuen Melodien in Berlin unbekannt waren, habe Jacobson Dr. Heinroth aus Seesen eingeladen, damit dieser mit den Schülern der Moses Bock'schen Schule die Gesänge einübe.⁸ Laut dem Artikel in Sulamith haben auch Moses Bock und Eduard Kley Gesänge verfasst, die von Prof. Carl F. Zelter vertont wurden.⁹

³ Landesarchiv Berlin (LAB) A Rep. 010-02 Nr. 2079 (Bauakte Burgstraße 25, 1762–1857). Die Verwandtschaftsbeziehung zwischen Nathan und David Friedländer bleibt leider unklar. Interessanterweise wird die N. Friedländer'sche Erbgemeinschaft später (1830) durch Dr. Jacobson – sicherlich Israel Jacobsons Sohn Dr. jur. Hermann Jacobson (1801–92) – vertreten.

⁴ Panwitz, Sebastian: Jacob Herz Beer. Unternehmer und Religionsreformer in der Umbruchzeit. In: Juden Bürger Berliner. Das Gedächtnis der Familie Beer-Meyerbeer-Richter. Hg. von Sven Kuhrau und Kurt Winkler, Berlin 2004, S. 67–84, hier S. 75: „durch Vermittlung David Friedländers im Itzigischen Palais in der Burgstraße niedergelassen“.

⁵ Rürup, Reinhard: Jüdische Geschichte in Berlin, Berlin 1995, S. 32; Stern, Selma: Der Hofjude im Zeitalter des Absolutismus. Hg. von Marina Sassenberg, Tübingen 2001, S. 215.

⁶ Glatzer, Nahum: On an Unpublished Letter of Isaak Markus Jost. In: Leo Baeck Institute Yearbook (1977), S. 129–137, hier S. 129; Anon.: Nachricht aus Berlin. In: Sulamith IV, Nr. 2 (1815), S. 66–68, hier S. 67.

⁷ Sulamith IV, Nr. 2 (1815), S. 66–68.

⁸ S., H.: Die Musik in den jüdischen Synagogen des 19. Jahrhunderts. In: Cäcilia – Zeitschrift für die musikalische Welt. 1836, S. 16–21, hier S. 19.

⁹ Zelter unterrichtete übrigens Giacomo Meyerbeer, den Sohn des Jakob Hertz Beer, in dessen Haus der Reformbetsaal bald verlegt wurde. Vgl. Hertz, Deborah: Ihr offenes Haus. Amalia Beer und die Berliner Reform. In: Kalonymos. Heft 1, 1999, S. 1–4, hier S. 3.

Leopold Zunz berichtete am 16. Oktober 1815 über den Gottesdienst:

„Gestern oder vielmehr Sonnabend war ich in Jacobsons Synagoge. Menschen, die 20 Jahre keine Gemeinschaft mit Juden hatten, verbrachten dort den ganzen Tag: Männer, die über die religiöse Rührung schon erhaben zu sein glaubten, vergossen Tränen der Andacht; der grösste Teil der jungen Leute fastete. Aber wir besitzen hier auch drei Redner, die der grössten Gemeinde Ehre machen würden. Herr Auerbach trägt mit philosophischer Klarheit und innerer Gediegenheit vor, seine Stimme ist klingend, weich; [...] selbst das Hebräische spricht er wunderschön aus, auch ist er ein guter Dichter in dieser Sprache. Kley ist lebendig und kühn; seine Bilder erregen die Fantasie; als er sagte: ‚nun wollen wir uns erheben‘ war auch alles – wohlgemerkt abends 5 Uhr – wie durch einen Zauberschlag aufgesprungen. Diesen möchte ich mit Ezechiël, jenen mit Jeremias vergleichen. Den dritten, Günsberg, werde ich das nächste Fest hören. Übrigens, es war der Gesang und die Musik gut, und Dr. Heinroth bringt uns jetzt die Seesensche Orgel her.“¹⁰

Mit der Seesener Orgel kann nur die Orgel der dortigen Schulsynagoge gemeint sein; Dr. Johann August Günther Heinroth lehrte an der Jacobson-Schule in Seesen, hatte dort an der Gestaltung des Gottesdienstes mitgewirkt und „leitete sogar den Bau einer Orgel in der Seesener Synagoge“.¹¹ Ob die vom Seesener Orgelmeister Benthroth 1801–04 gebaute Orgel – wie immer wieder behauptet wird – tatsächlich nach Berlin gebracht wurde, ist zu bezweifeln.¹² Eine solche Transferierung hätte sicherlich ihren Niederschlag in der Seesener Schulchronik gefunden und man hätte die Orgel wohl beim Umzug in das Beer'sche Wohnhaus gebracht. Ein größerer Betsaal wurde erforderlich, da der neue „deutsche Gottesdienst“ – weniger die Benutzung einer Orgel als die Übersetzung einiger Gebete in die deutsche Sprache wurden in zeitgenössischen Texten betont – bald so viele Interessenten hatte, dass jener im Palais nicht ausreichte. Zwischen dem 2. Dezember 1815 und dem 9. Januar 1816

¹⁰ Brief von Leopold Zunz an S. M. Ehrenbrecht. Abgedruckt in: Leopold and Adelheid Zunz. *An Account in Letters. 1815–1885*. Hg. von Nahum N. Glatzer, London 1958, S. 4f., hier S. 4.

¹¹ Conrad, Ulrich: Johann August Günther Heinroth. Ein Beitrag zur Göttinger Musikpflege und Musikwissenschaft im 19. Jahrhundert. In: Martin Staehelin. *Musikwissenschaft und Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen*, Göttingen 1987, S. 43–77, hier S. 47.

¹² Diese Vermutung findet sich u. a. bei Tremmel, Erich: *Die Synagogenorgel*. In: *Magrepha – Die Orgel in der Synagoge*, Hannover 1999, S. 147–155, hier S. 147, der auch fälschlich den Beer'schen Betsaal in Spandau verortet. Auch Panwitz (wie Anm. 4), S. 75 vermutet dies.

wurde der Gottesdienst in das Beer'sche Wohnhaus verlegt,¹³ Jacobson lebte noch bis 1822 im Palais Itzig.¹⁴

Jakob Hertz Beer, um 1815 „der reichste Mann“ Berlins,¹⁵ der in seinem Haus in der Spandauer Straße 72 seit langem einen privaten Betraum hatte, richtete nun drei nebeneinander liegende Räume zu einem offenbar recht großen Betsaal ein (s. Abb. 1). Der Umbau und die Ausstattung des Raumes sollen 7.000 oder sogar 8.000 Taler gekostet haben.¹⁶ Das Wohnhaus lag an der Ostseite der Spandauer Straße, in der Nähe der Kreuzung Papenstraße (jetzt Karl-Liebnecht-Straße) – ungefähr bei der heutigen Nr. 4.

Auch hier beobachteten die Behörden den Betsaal kritisch. Private Beträume waren seit Fertigstellung der Alten Synagoge in der Heidereutergasse (1714), damals auf Betreiben der Judenältesten, verboten, für Ältere und Kranke wurden Ausnahmegenehmigungen erteilt, nicht jedoch für den Betsaal, in dem „deutscher Gottesdienst“ gehalten wurde und von dem die Behörden befürchteten, dass er zu einer Spaltung der Gemeinde führen könnte.¹⁷ Im Januar 1816 wurde der Betsaal geschlossen. Zur Lösung des Konflikts und damit „der hebräische und deutsche Gottesdienst ohne gegenseitige Störung“ gehalten werden können, beantragten die Ältesten der Jüdischen Gemeinde – Gumpertz, Beer, Schlesinger (alle durchaus liberal) – 1817 einen Anbau an die Alte Synagoge, die seit 1815 renoviert wurde.¹⁸ Geplant war ein vollständig abgetrennter Betraum für den reformierten Gottesdienst, in dem „Gesänge mit Begleitung der Orgel, hebräische Gebete zum Theil in der Ursprache und zum Theil in deutscher Übersetzung und eine deutsche Rede gehalten werden“

¹³ Am 2. Dezember 1815 berichtete Polizeipräsident Le Coq an Innenminister Friedrich von Schuckmann, dass im „Privatgasse des aus Kassel [...] gekommenen Präsidenten Jacobson Burgstraße 25 [...] regelmäßig des Sonnabends Privatandachten statt finden [...] Dem Vernehmen nach ist namentlich die Anherkunft des Präsidenten Jacobson mit dem Wunsche zu einer Verbesserung des kirchlichen Ritus der Juden beitragen zu können [...] geschehen“. Am 9. Januar 1816 wird dann der Beer'sche(!) Tempel verboten. Vgl. Central Archives for the History of the Jewish People, Jerusalem (CAHJP) P 17-428, Bl. 3f.

¹⁴ Berliner Adressbuch 1822, S. 47, ab 1823 wohnte er Am Zeughaus 2.

¹⁵ Hertz (wie Anm. 9), S. 1.

¹⁶ 8.000 Taler laut Marcus Robert in Panwitz (wie Anm. 4), S. 75 und 7.000 Taler laut Jost in Glatzer (wie Anm. 6), S. 135.

¹⁷ CAHJP P 17-428, Bl. 4; Panwitz (wie Anm. 4), S. 76. Zur Synagoge in der Heidereutergasse vgl.: Moritz Stern. Geschichte der Alten Synagoge zu Berlin. Hg. von Hermann Simon und Harmen H. Thies, Teetz 2007.

¹⁸ Lohmann, Ingrid: Chevrat Chinuch Nearim – die jüdische Freischule in Berlin (1778–1825) im Umfeld preußischer Bildungspolitik und jüdischer Kultusreform, Münster 2001, Bd. 1, S. 892.

sollten.¹⁹ Die Pläne wurden vom König untersagt, der Beer'sche Betsaal als offiziell von der Gemeinde angemieteter temporärer Betraum aber bis zum Ende der Umbauarbeiten gestattet.

Obwohl Beer 1816 in seine Villa im Tiergarten gezogen war, fand im Herbst 1817 der „deutsche“ Gottesdienst wieder in der Spandauer Straße statt.²⁰ Isaak Markus Jost schrieb in seinem Brief vom 30. September 1817 an seinen Lehrer Ehrenberg in Wolfenbüttel, dass der „neue deutsche Gottesdienst“ nun durch ein Komitee von sieben Männern neu organisiert werde, „denn bisher hat die verstimmte, löcherige, alte, verrunzelte Orgel, und der neue, ungeschickte, schreiende Chor, und die zehnmal ungeschicktere Gemeinde jedes Mitglied gelangweilt.“²¹ Seinem Bericht fügte er eine detaillierte Skizze des Raums bei, wonach sich die Orgel und der Chor in dem langgestreckten Raum an der nördlichen Stirnseite des Betsaals in der Nähe des Männereingangs befanden. Zwischen ihr und dem Toraschrein mit Bima und einem „Baldachin zur Chuppe“, die alle im mittleren Raum versammelt waren, lagen die Sitzplätze der Männer. Somit war der Orgel durchaus kein prominenter Ort zugewiesen worden und auch akustisch war die Position wohl eher ungünstig. Die „Reichen“ saßen im mittleren Raum, der „romantisch ausgeziert, strotzend von goldenen Troddeln, goldbedeckten Säulen, seidenen, goldgestickten Vorhängen, goldenen Kronen etc.“ war; die Frauen hatten Sitzreihen im südlich angrenzenden Raumteil mit separatem Zugang.

Das von Jost als „löchrige, alte, verrunzelte Orgel“ beschriebene Instrument wird wohl kaum die relativ neue Seesener Orgel gewesen sein. Laut Cäcilia (1836) handelte es sich um „eine ziemlich grosse Orgel von zwei Clavieren und einem Pedale“.²² Den Chor bildeten nun Schüler der 1816 gegründeten Mittelschule des Dr. Jeremias Heinemann (1778–1855), der zuvor Leiter der Consistorial-Schule in Kassel und privater Sekretär von Israel Jacobson war. In seiner Berliner Schule erteilte er nach Vorbild der Seesener Freischule oder des Frankfurter Philanthropin neben Elementarunterricht auch kaufmännische Fächer.²³

¹⁹ Ebenda, S. 894.

²⁰ Petersburger Zeitung, Nr. 78 (28.9.1817).

²¹ Glatzer (wie Anm. 6), S. 134.

²² Cäcilia (wie Anm. 8), hier S. 20.

²³ Fehrs, Jörg H.: Von der Heidereutergasse zum Roseneck. Jüdische Schulen in Berlin 1712–1942, Berlin 1993, S. 49.

Sollten die Reformer gehofft haben, dass nach Fertigstellung der Alten Synagoge, die sich infolge von internen Streitigkeiten mehrfach verzögerte, ihr Betsaal doch von den Behörden geduldet werden könnte, so sahen sie sich getäuscht. Infolge beim König vorgebrachter Beschwerden verfügte dieser am 9. Dezember 1823, dass der Gottesdienst „nur in der hiesigen Synagoge und nur nach dem hergebrachten Ritus ohne die geringste Neuerung in der Sprache und in der Ceremonie, Gebeten und Gesängen, ganz nach dem alten Herkommen gehalten werden soll.“²⁴ 22 Jahre sollte es nun dauern, bis an Neujahr 1845 wieder ein Reformgottesdienst in Berlin stattfinden konnte – vermutlich auch dieser wieder begleitet von Orgelmusik. Dennoch dürfte der frühe Reformbetsaal eine erhebliche Wirkung auf die weitere Entwicklung der „Orgelsynagogen“ wie der Reformbewegung insgesamt gehabt haben.

Die erste eigens errichtete Reformsynagoge entstand in Berlin erst 1854 (s. Abb. 2). Sie wurde von Gustav Stier entworfen, der das wenige Jahre zuvor von Gottfried Semper in Dresden in die Synagogenarchitektur eingeführte Anlageschema eines Kreuzkuppelraums übernahm.²⁵ Nicht nur die damit für Synagogen neu gewonnene Silhouette – ein hoher Vierungsturm hebt das Bauwerk aus der Umgebung hervor –, sondern auch die konsequente Vereinigung von Bima und Toraschrein zu einer mehrfach gestuften Estradenanlage sollte ungezählte Bauten der folgenden Jahrzehnte prägen. Gustav Stier griff Sempers Anlageschema des Zentralbaus mit Vierungsturm auf und entwickelte die Toraschrein-Bima-Estrade um einen wichtigen Schritt weiter, indem er über dem Schrein eine Empore für Orgel und Chor einführte. Damit wurde der Orgelprospekt zu einem architektonischen Aufbauelement des Synagogenraums – und stand im Blickpunkt der Gottesdienstbesucher.²⁶

²⁴ Panwitz (wie Anm. 4), S. 79, dort nach Geiger (1988) Festschrift, Reprint Leipzig 1988, Bd. 2, S. 233f. Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland: Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933), Hamburg 1981, S. 152f.

²⁵ Schon in den Zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts entwickelte Karl Friedrich Schinkel in seinem unveröffentlichten Lehrbuch ähnliche Raumkonzepte für protestantische Kirchen, vgl. Thies, Harmen H.: Idee und Bild der Synagoge. In: Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung. Hg. von Aliza Cohen-Mushlin und Harmen H. Thies, Petersberg 2008, S. 21–40, hier S. 29. Zur Dresdner Synagoge Gottfried Sempers vgl. z. B. Müller, Hans Martin: Dresden. Synagoge Brühlscher Garten. In: Cohen-Mushlin/Thies 2008, S. 173–178.

²⁶ Deutsche Bauzeitung 1879, S. 519; vgl. auch Bothe, Rolf: Synagogen in Berlin: Zur Geschichte einer zerstörten Architektur, Berlin 1983, S. 83–86.

Die auf die Toraschrein-Bima-Orgel-Architektur orientierten Synagogenräume der Reformbewegung waren damit neu geordnet. Doch auch der Musik kam eine Bedeutung als „ordnendes Element“ für die großen Synagogen und ihre zahlreichen Besucher zu. So führt 1862 Louis Lewandowski in einem Gutachten zur Anschaffung einer Orgel für die Synagoge in der Oranienburger Straße in Berlin aus:

„Die Orgel [...] ist vermöge ihrer [...] Tonfülle allein im Stande, große Massen in großen Räumen zu beherrschen und zu leiten. [...] Die Nothwendigkeit, in den fast unabsehbaren Räumen der neuen Synagoge [in Berlin] eine instrumentale Leitung für den Chor sowohl als besonders für die Gemeinde einzuführen, drängt sich mir so gebieterisch auf, daß mir ein zeitgemäß geordneter Gottesdienst ohne diese Leitung [...] beinahe unmöglich erscheint.“²⁷

Die Synagogen in Kaiserslautern und Straßburg

Zweier ganz unterschiedlicher Ansätze für die Gestaltung bediente sich der jüdische Architekt und Professor Ludwig Levy (1854–1907)²⁸ in seinen Synagogen in Kaiserslautern und Straßburg. Folgten beide Bauten dem in Dresden vorgebildeten Zentralbauschema mit mittig-überhöhter Kuppel, so verkörperten sie doch sowohl in stilistischer als auch musikalisch-liturgischer Hinsicht verschiedene Auffassungen:

Die Synagoge der israelitischen Kultusgemeinde in Kaiserslautern entstand zwischen 1882 und 1886 nach Entwürfen des Kaiserslauterer Professors L. Levy, der „den romanischen Formen morgenländische Anklänge zu geben“ versuchte, um die Synagoge nicht wie ein christliches Gotteshaus wirken zu lassen.²⁹ War die Entscheidung für einen Baustil mit maurischen Anklängen in der Mitte des 19. Jahrhunderts *en vogue*, um etwa das erstarkende Selbstverständnis der jüdischen Gemeinden im öffentlichen Raum zu demonstrieren, so zeigt sich im Synagogenbau des ausgehenden Jahrhunderts doch eher eine

²⁷ Frühauf, Tina: Orgel und Orgelmusik in deutsch-jüdischer Kultur, Hildesheim u. a. 2005, S. 234f, dort nach: CAHJP P 17/585, Bl. 57–59.

²⁸ Stürzenacker, A[ugust]: Ludwig Levy. In: Badische Biographie. Hg. von Albert Krieger und Karl Obser. Bd. VI, Heidelberg 1935, S. 421–423. Online verfügbar unter: <http://digital.blb-karlsruhe.de/periodical/titleinfo/246264> (Zuletzt geprüft am 14.3.2014).

²⁹ Entwürfe seit 1882, Grundsteinlegung am 29.10.1883, feierliche Einweihung am 26.2.1886. Levy meint den maurischen Stil, wenn er den „romanischen Formen morgenländische Anklänge“ verleihen will. Vgl. hierzu: Ludwig Levy: Synagoge in Kaiserslautern. In: Deutsche Bauzeitung, 25 (1891), H. 1, 03.01.1891, S. 1.

Hinwendung zum neoromanischen Stil. Eine ähnlich rückbezügliche Haltung weist Levy in der Positionierung seiner Orgelempore in Kaiserslautern auf.

Die zweimanualige Orgel der Firma Walcker & Cie. aus dem Jahr 1885³⁰ verfügte über 17 Register³¹ und fand zusammen mit dem Chor am Westende der Synagoge auf einer mehrfach gestuften Empore ihren Platz, deren Brüstung durch zwei kleine Vorsprünge akzentuiert war (s. Abb. 3). Die Orgelregister rahmten die Fensterrose über dem Eingang in zwei Geschossen und wurden durch Zwiebelturmaufsätze, ähnlich denen im Außenbau, überhöht. Die Orgelposition im Westen über dem Eingang entspricht der einer protestantischen Kirche dieser Zeit, wie sie Levy in seinen Kirchenentwürfen der 1880er Jahre realisieren konnte.³² In diesem Zusammenhang hatte er sich, als Professor der Baugewerkschule in Karlsruhe, sicherlich mit dem Eisenacher Regulativ beschäftigt, das einheitliche Gestaltungsrichtlinien für den protestantischen Kirchenbau propagierte – u. a. forderte es die Anordnung der Orgel „gegenüber am Westende der Kirche auf einer Empore über dem Haupteingang“.³³ Seit dem Seesener Jacobstempel war die Positionierung der Orgel auf der Westseite auch in Synagogen üblich geworden.

Einen anderen Ansatz verfolgt Levy in der Konsistorialsynagoge in Straßburg. Bereits Ende der 1880er Jahre mit Vorentwürfen beauftragt, kam es erst nach Einigung auf einen Bauplatz im Juli 1895 zu ersten Bauarbeiten.³⁴ Obwohl er bei parallelen Synagogenbauten weiterhin stilistisch zu neomaureschen Elementen griff und die Orgel im Westen anordnete,³⁵ vollzog Levy in seinem Bau in Straßburg, das zwischen dem Frankfurter Frieden (1871) und 1918 zum Deutschen Reich gehörte, eine Hinwendung zum neoromanischen,

³⁰ Frühauf (wie Anm. 27), S. 252.

³¹ Stürzenacker: Levy (wie Anm. 29), S. 1.

³² Levy realisierte u. a. Kirchen in Olsbrücken (1884/85), Steinwenden (1887), Bexbach (1888/89) und Siegelbach (1905/1907).

³³ Eisenacher Regulativ, § 11. Zitiert nach Langmaack, Gerhard: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte, Dokumentation, Synopse, Kassel 1971, S. 273. Vergleichbare „allgemein gültige Regeln beim Bau christlicher Kirchen aller Konfessionen“ fordern auch die Verfasser des Illustrierten Bau-Lexikons, Leipzig 1876. Zitiert nach Langmaack, S. 275.

³⁴ Grundsteinlegung am 9.4.1896, Einweihung am 8.9.1898. Vgl. hierzu H[ofmann]: Die neue Synagoge in Strassburg i. E. In: Deutsche Bauzeitung, 33 (1899), H. 61, 05.08.1899, S. 389f und Abb. 391f, hier S. 389.

³⁵ Z. B. Synagoge Barmen (1897), Synagoge Pforzheim (1892).

„deutschen“ Stil,³⁶ der bereits seit den 1860er Jahren vom ebenfalls jüdischen Architekten Edwin Oppler für Synagogen propagiert wurde.³⁷

Für den Ostarm seines Straßburger Zentralbaus entwarf Levy eine Estrade aus Toraschrein und Bima (s. Abb. 4). Die drei dahinter angeordneten Räume für den Chor, den Vorbeter und den Oberrabbiner boten die Möglichkeit, über ihnen eine zweistufige Empore für einen 40-köpfigen Chor³⁸ und eine zwei-manualige Orgel der Firma Walcker & Cie. aus dem Jahr 1898 anzuordnen,³⁹ die über 39 Register verfügte und mittels eines elektrodynamischen Motors angetrieben wurde. In der zeitgenössischen Presse und Literatur wurde die architektonische Rahmung der Register als vermutlich „erste[s] Sandsteingehäuse für eine Orgel“⁴⁰ und „für den Thoraschrank und seine Wirkung von Werth“⁴¹ gelobt. Die dreiteilige „Fassade“ aus Vogesensandstein war gebildet aus einer eingeschossigen Arkatur aus einer symmetrischen Abfolge von zwei, drei und zwei Bögen auf einem Brüstungs- und Postamentstreifen, die im oberen Bereich durch ein horizontales Gesims mit drei darüberliegenden wimperg-artigen Giebeln mit eingeschriebenen Sechspass-Rosetten abgeschlossen wurde. Die Orgelpfeifen waren als vertikale Elemente ornamenthaft in den freibleibenden Öffnungen sichtbar.

Levy übernahm mit seinem Straßburger Bau⁴² Ideen zu den architektonischen Forderungen des Wiesbadener Programms für den protestantischen Kirchenbau,⁴³ das seit 1890/91 eine Einheit von Altar, Kanzel und Orgel in einer Achse propagierte – eine Anordnung, die im protestantischen Kirchenbau vorgebildet und im Synagogenbau übernommen wurde.⁴⁴

³⁶ Vgl. hierzu Hammer-Schenk (wie Anm. 24), S. 356. Inwieweit die israelitische Gemeinde Einfluss auf die Gestaltung der Synagoge nahm, ist unbekannt.

³⁷ Hammer-Schenk, Harold: Edwin Opplers Theorie des Synagogenbaus. In: Hannoversche Geschichtsblätter N. F. 32/33, 1978/79. Vgl. auch ders. (wie Anm. 24), S. 206.

³⁸ H[ofmann] (wie Anm. 34), S. 390.

³⁹ Frühauf (wie Anm. 27), S. 73 und 259.

⁴⁰ H[ofmann]: Die neue Synagoge in Strassburg i. E. [Schluss]. In: Deutsche Bauzeitung, 33 (1899), H. 66, 19.8.1899, S. 412–414 und Abb. S. 417, hier S. 414.

⁴¹ Synagogen. In: Baukunde des Architekten. Bd. 2, T. 2: Museen, Bibliotheken u. Archive, Kirchen u. Synagogen, Berlin 1899, S. 360–389, hier: S. 367.

⁴² Und weiteren, wie der Protestantischen Kirche in Weilerbach (1897/98) oder der Synagoge in Bingen (1903–05).

⁴³ F[ritsch, Karl Emil Otto]: Dritte evangelische Kirche für Wiesbaden. In: Deutsche Bauzeitung, 25 (1891), H. 43, 30.5.1891, S. 257f und Abb. S. 260f.

⁴⁴ Vgl. hierzu z. B. den Idealentwurf von Joseph Furttenbach zu einem Kanzelaltar (1649), die Ronde Lutherse Kerk in Amsterdam (1668–71) etc.

Die Synagoge in der Fasanenstraße in Berlin (1910)

Die Zeit des späten Kaiserreichs, in der architekturhistorisch die Phase der „Frühen Moderne“ angesiedelt wird, bedeutete für die Synagogen in Deutschland eine gewisse Blütezeit sowohl hinsichtlich der Anzahl als auch der Größe neu errichteter Bauten. Die in ihren Mitgliederzahlen stark angewachsenen großstädtischen Gemeinden verwirklichten Projekte für oft mehrere hundert Besucher. Zugleich war es seit den Synagogen Sempers in Dresden, Opplers in Hannover und Breslau oder Levys in Straßburg geläufig geworden, dass jüdische Gebetshäuser auch nach außen als repräsentative, in ihrer näheren Umgebung das Stadtbild (mit-)prägende Bauwerke zu planen waren. Dem entsprach es, für solche Projekte mit Architektenwettbewerben nach den besten Entwürfen zu suchen. Eine Beteiligung war für jüdische wie für nicht-jüdische Architekten interessant; und die Einsendungen und Ergebnisse wurden in der zeitgenössischen Architektur-Fachpresse mit großer Selbstverständlichkeit publiziert – Synagogen waren zu einer „normalen“ Bauaufgabe geworden.

Der Neubau einer Synagoge in der Fasanenstraße im aufstrebenden Berliner Stadtteil Charlottenburg gehörte zu den umfangreichsten Projekten jüdischer Gemeinden in der Zeit kurz vor dem Ersten Weltkrieg.⁴⁵ 1907 hatte die Gemeinde einen Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Die durch Publikationen bekannten Entwürfe spiegeln die Vielfalt möglicher räumlicher und stilistischer Lösungen wider, einen Synagogenraum für eine reformorientierte Gemeinde mit erwarteten 1.720 Gottesdienstbesuchern zu gestalten – die Integration einer Orgel und einer Chorempore war selbstverständlicher Teil des Bauprogramms.

Der Entwurf des in Charlottenburg ansässigen Otto Kuhlmann, der zahlreiche evangelische Kirchen realisieren konnte, sieht zum Beispiel vor, dass das Mittelschiff der dreischiffigen Emporenhalle auf der Ostseite als quadratischer Raum verlängert wird – vergleichbar den Chören christlicher Kirchen.⁴⁶ Ein dreiteiliger Aufbau soll hier die liturgisch wichtigen Orte vereinigen (s. Abb. 5): Das Predigt-pult bildet die Mitte des um mehrere Stufen erhöhten ersten Estradenbereichs. Dahinter, schmaler und noch einmal deutlich höher, steht ein Baldachin mit Doppelsäulen und gedrückter Haube, der wohl das

⁴⁵ Bothe (wie Anm. 26), Teil 1, S. 129–138; Gauding, Daniela: Berlin. Synagoge Fasanenstraße. In: Cohen-Mushlin/Thies (wie Anm. 25), S. 249–252; Hammer-Schenk (wie Anm. 24), S. 452–456.

⁴⁶ Schliepmann, Hans: Otto Kuhlmann. In: Berliner Architekturwelt. 21 (1921), S. 301–351, hier S. 348.

Toraleseput (Schulchan) überdeckt. Dahinter, in die Rückwand eingelassen, befindet sich der Toraschrein. Die Rückwand schließt mit einer Balustrade, darüber ragt der mächtige Orgelprospekt auf. Die Pfeifen reichen bis in die Gewölbezone.

Während Kuhlmann eine monumentalisierte byzantinische Einkleidung für seinen Entwurf wählte und dabei auf die Reduktion der Gliederungen und Dekorationen setzte, reichte der seinerzeit ebenfalls in Berlin lebende Richard Ziegler ein bemerkenswert eklektisches Projekt ein.⁴⁷ Auch hier herrschen Byzantinismen und Orientalismen vor, doch sind sie verschmolzen mit Elementen der Romanik. Die an Türmen, Türmchen und Kuppeln reiche Silhouette stellt in der zeitgenössischen Sakralarchitektur durchaus ein Unikum dar (s. Abb. 6 und 7). Bei Ziegler ist das Mittelschiff aus zwei überkuppelten Jochen gebildet, an die sich im Osten ein tonnengewölber Raum mit einer Apsis anschließt. In deren Zentrum steht der Toraschrein als Kleinarchitektur mit hohem Kuppeldach auf einer gestuften Estrade. Für den Chor und die Orgel sieht Ziegler einen erhöhten, durch Arkaden von der Apsis abgetrennten Umgang vor, so dass die Orgel, deren Prospekt nicht eingezeichnet ist, zwar sichtbar gewesen wäre, aber viel weniger den Raumeindruck beherrscht hätte als beim Entwurf von Kuhlmann.

Der nach Veränderungen (zum Beispiel der Streichung eines Turms) bis 1911 realisierte Entwurf von Ehrenfried Hessel greift, ähnlich wie Kuhlmann, ebenfalls byzantinische Formen auf.⁴⁸ Bei ihm bilden drei Kuppeln das Mittelschiff, an das die Seitenschiffe, in denen sich wieder Emporen befinden, mit Quertonnen anschließen. Die Estradenanlage ist in einen tonnengewölbten Raum mit eingezogener Apsis integriert; ein Baldachin auf Säulen betont die Stellung des Predigt-pultes und des Toraschreins vor einer geraden, halb raumhohen Rückwand (s. Abb. 8). Ihren oberen Abschluss bildet die Balustrade der Sängerempore, die damit über dem Toraschrein angeordnet ist. Der Orgelprospekt steht hinter mehreren rundbogigen Arkaden (Hessel nennt sie „Triforien-System“), die in das Apsisrund oberhalb der Empore eingelassen sind. Die Orgel ist damit zwar noch allenthalben sichtbar, doch ist sie nicht mehr in dem Maße konstitutiv für den architektonischen Aufbau, wie es bei Kuhlmanns Entwurf oder bei manchen ausgeführten zeitgenössischen Syna-

⁴⁷ Abgebildet in: Berliner Architekturwelt. 14 (1912), S. 325–327.

⁴⁸ Hessel, Ehrenfried: Die neue Synagoge in der Fasanen-Straße zu Charlottenburg. In: Deutsche Bauzeitung. 33 (1913), S. 293–297.

gogen beobachtet werden kann (zum Beispiel in Mainz, 1912, Architekt: Willy Graf, oder in Essen, 1913, Architekt: Edmund Körner⁴⁹).

Offenbar war es für die Berliner Auftraggeber nicht mehr ausschlaggebend, der Orgel im Synagogenraum eine herausgehobene Sichtbarkeit zu geben und sie als Ausweis ihrer (im Sinne der Reformbewegung) liberalen Ausrichtung einzusetzen. Rohde sieht in dieser Entwicklung einen Beleg dafür, dass die Reform im Gottesdienst und damit im Synagogenbau von weiten Kreisen akzeptiert war: „Die Orgel, einst Paukenschlag der Reform, brauchte nicht mehr demonstrativ vor Augen geführt werden; ebenso wie der strenge Reformritus moderater, liberaler und akzeptiert wurde, war auch sie inzwischen weitgehend angenommen.“⁵⁰

Ausblick

Die hier skizzierten Beispiele aus der Entwicklung der Reform- bzw. der „Orgelsynagogen“ im 19. und frühen 20. Jahrhundert belegen den allgemeinen Wandel in der Architektur ebenso wie die Diversifizierung der Bauaufgabe Synagoge im Besonderen. Die Einführung einer musikalisch „durchkomponierten“ Liturgie in den reformorientierten Gemeinden korrespondierte mit dem Bestreben, den Synagogenraum architektonisch zu ordnen. Es zeichnet sich ab, dass die (evangelischen) Kirchen dabei eine besondere Rolle spielten: als Vorbild in den Anfangsjahren der Reformbewegung, als parallele Entwicklung im weiteren 19. und 20. Jahrhundert. Ein weitergehender, interdisziplinärer Diskurs, in den Methoden und Erkenntnisse der Musik- und Liturgiewissenschaft, der Architekturgeschichte und der jüdischen Studien (als kulturhistorische Studien) einzubinden wären, würde ein vollständigeres Bild der Entstehung, der Wandlungen und der Wechselwirkungen zwischen jüdischer Architektur und Musik sowie ihrer Wirkung und Rezeption möglich machen.⁵¹

⁴⁹ Zu den zeitgleichen Synagogenorgeln in Nordrhein-Westfalen vgl. Seip, Achim: Die Orgel in der Synagoge. Fast vergessen und wiederentdeckt. In: Jüdische Vielfalt zwischen Ruhr und Weser, S. 257–275.

⁵⁰ Rohde (wie Anm. 1), S. 197.

⁵¹ Das Europäische Zentrum für Jüdische Musik der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover und die Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der Technischen Universität Braunschweig erarbeiten derzeit (2014) ein größeres Forschungsvorhaben zu dieser Thematik; wir danken der Hanns-Lilje-Stiftung und der TU Braunschweig für die Unterstützung dieses Vorhabens.

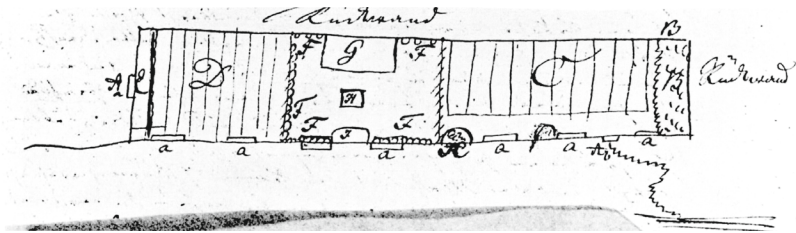


Abb. 1: Isaak Markus Jost. Skizze des Betsaales in Berlin. Aus einem Brief vom 30.9.1817 (nach: Glatzer, Nahum: On an Unpublished Letter of Isaak Markus Jost. In: Leo Baeck Institute Yearbook (1977), S. 129–137. Dort nach einem Original des Franz Rosenzweig Archivs, jetzt im Leo Baeck Institute, New York).

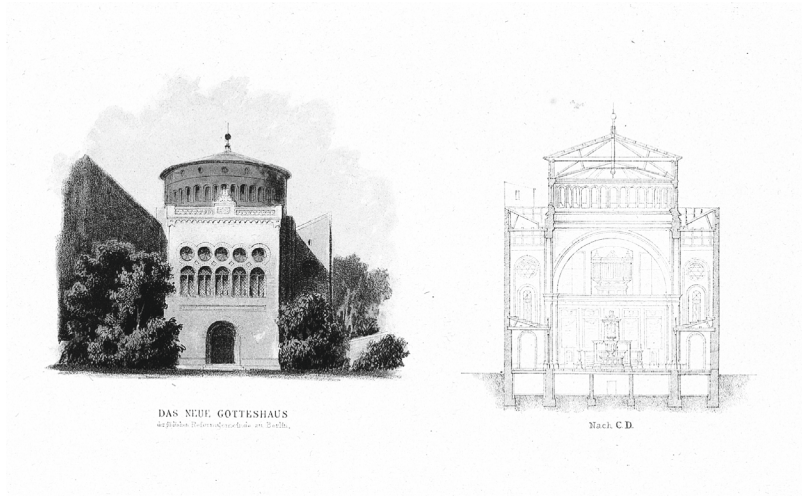


Abb. 2: Berlin, Synagoge Johannisstraße, Ansicht und Schnitt. Arch. Gustav Stier (© Architekturmuseum TU Berlin, Inv. Nr. 7119).



Abb. 3: Kaiserslautern, Synagoge, Inneres nach Westen. Arch. Ludwig Levy
(nach: Synagoge in Kaiserslautern. Entworfen und ausgeführt 1883–1886
von Ludwig Levy, Architekt. [O. O. o. J.]).



Abb. 4: Straßburg, Synagoge, Inneres nach Osten. Arch. Ludwig Levy („Altar aus der neuen Kirche“. Nach: Die Synagoge zu Strassburg, Straßburg 1902. Online verfügbar unter alsatic.eu, Obj.-Nr. 1/720941, dort nach einem Original aus der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg).

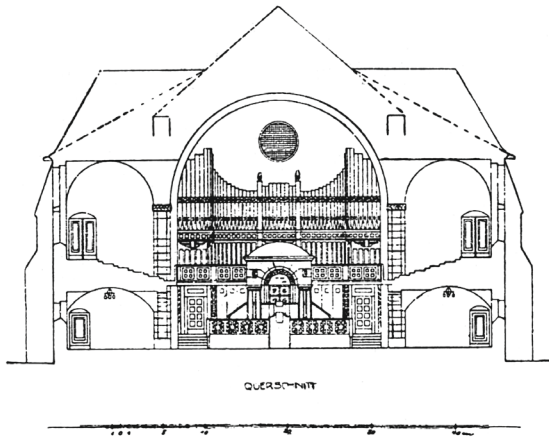


Abb. 5
 Otto Kuhlmann:
 Entwurf für die Synagoge
 in der Fasanenstraße in
 Berlin-Charlottenburg,
 Schnitt (nach: Berliner
 Architekturwelt 21 (1919),
 S. 348).

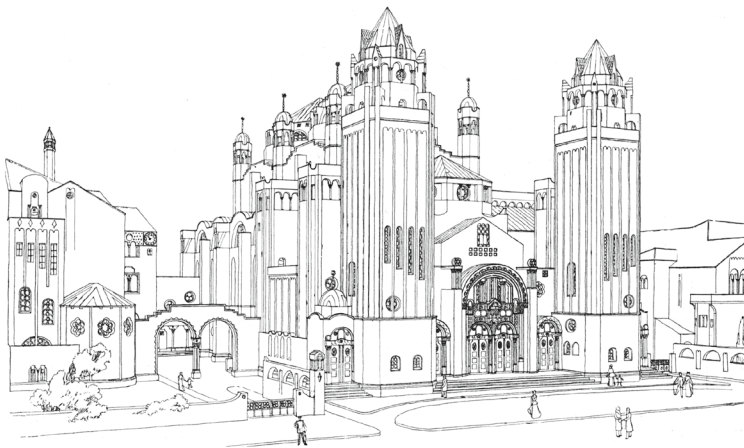


Abb. 6: Richard Ziegler: Entwurf für die Synagoge in der Fasanenstraße,
 perspektivische Ansicht (nach: Berliner Architekturwelt 14 (1911), S. 326).

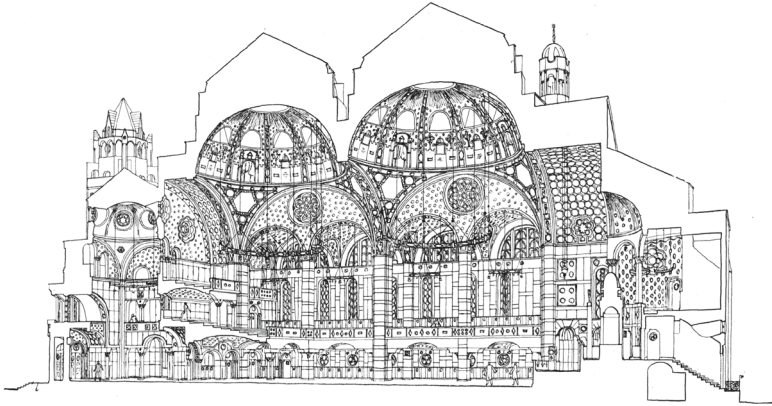


Abb. 7: Richard Ziegler: Entwurf für die Synagoge in der Fasanenstraße, isometrischer Schnitt (nach: Berliner Architekturwelt 14 (1911), S. 325).



Abb. 8
Berlin, Synagoge in der Fasanenstraße,
Blick zum Toraschrein (nach: Deutsche
Bauzeitung 47 (1913), S. 305).